

Vorbemerkung: Der Süddeutsche Rundfunk hat im letzten Jahr zu einem Mundartlyrik-Wettbewerb aufgerufen. Dieser Wettbewerb ließ plötzlich die Fäden, an denen sonst meist in der Stille und in den verschiedenen Gegenden des Landes gesponnen wird, zusammenlaufen; nachdem nun der Knäuel entwirrt ist, fügt sich das Ganze zu einem beschreibbaren Überblick. Das Ergebnis des Wettbewerbs war, um es zunächst mit Zahlen zu sagen, ein Waschkorb mit rund 2000 Gedichten von etwas mehr als 600 ungenannten Einsendern, die ihren Gedichten ein Kennwort und im verschlossenen Umschlag die Adresse beigefügt hatten.

Das sind Zahlen, die schon ein wenig an jene Preisausschreiben erinnern, bei denen am Ende ein charmantes Mädchen in eine Trommel greift und den glücklichen Gewinner zieht. Ein Verfahren, das hier nicht möglich war, auch wenn wohl niemand vom Preisgericht bestreiten wird, daß auch bei seiner Entscheidung zwischen dem letzten Dutzend Ausgewählter ein bißchen Zufall und Glück mitspielte.

Wahrscheinlich wäre die Zahl der Einsender noch höher gewesen, wenn sich dieser Wettbewerb nicht auf M u n d a r t - Lyrik beschränkt hätte. Nur auf den ersten Blick sieht es nämlich so aus, als seien Mundartgedichte so etwas ähnliches wie Vogelgezwitscher, Naturlaut, den jeder hervorbringen kann, wenn er sich nur zu seiner sprachlichen Herkunft bekennt und sich seinen Stimmungen überläßt.

Dialekt ist zunächst einmal gesprochene Sprache, und allein schon die Schwierigkeiten der Niederschrift zeigen die «Künstlichkeit» und die Schwierigkeit des Unterfangens, im Dialekt zu dichten. Wahrscheinlich haben es auch mehr als die 600 versucht, die ihre kleinen Werke schließlich zur Post brachten. Eine, der es dann doch gelang, hat ihr Problem in Verse gefaßt:

Feafhondert Mark, ond dia fast gschenkt!
Dia miaßet her, so haone denkt.
A Bleistift her ond a Papier
glei word a Dichter so aus mir.
's muaß äbbes Bodastendichs sei,
i schreib halt viele le dra nei
ond mit hano wird au net gspart.
Jetzt goht's glei los, i wär parat.
Doch's schlag doch glei der Donnder nei
mir fällt pardu koa Thema ei!
Von Spätzle ond von Gogawitz
des isch aadroscha. O, i be knitz,
i woas a Gschichtle, jetzt hoaßt's reima,
ond net bloß Wörtla zammaleima.
Desch'd abber leichter gsait wia doa
es tuat sich arg schwer onseroar.
Reimt sich ebbas, hats koan Senn,
ond hats en Senn, no isch koa Reimle dren.
Ond erscht dui Schreiberei isch bled!
Mit Hochdeutsch hanne nia so Aerger ghet!
Ja Hemmel Schtuagert aber au!
Des muaß jetzt grad zom Possa gao:

Uff Schuurz goht – kuurz, des isch doch klar,
uff Schätzle – Kätzle, Spätzle gar.
Obach! i han's! gschwend stät ond still!
Jo Dreckle! send nae Silba zviel,
ond dort drei zwenich. Wia des holpert!
Grad wia mer iber d' Feldweg stolpert.
I worr scho selber ammer irr.
Em Kopf goht alles henterschefir!
Mei Meggel raucht vor lauter Denka,
mei Hirn tua i mer schier verrenka,
omsonscht! Es isch mer halt net geba,
dui Lirig goht mer ganz dr'neba.
Jetzt mache Schluß mit sellem Aerger,
laß pfludera dia hondert Märker,
ond mach beim Daimler Iberstonda,
do ben e wägger net so gschonda.
Ao firder laß e 's Dichta bleiba,
soll doch dr Blau alloa sei Versla schreiba.

Diese Verse von LEONORE WIEDEMANN bezeugen nicht nur, daß einem erst einmal etwas einfallen muß, ehe man loslegen kann; sie sind auch deshalb aufschlußreich, weil sie deutlich machen, daß sich mit dem Begriff der Mundartdichtung ganz bestimmte Erwartungen verknüpfen. Das «Bodenständige» (unter dem man sich freilich sehr Verschiedenartiges vorstellen kann), die Anhäufung niedlicher Verkleinerungen und die Garnierung mit schwäbischen Ausrufen – das hat unsere Autorin nicht erfunden, sondern an den verbreitetsten Typen herkömmlicher Mundartdichtung abgelesen.

Zu diesen Typen gehört das *Gelegenheitsgedicht*, das aus Anlaß irgendeines Festes oder einer Ehrung geschrieben wird, die versifizierte *Anekdote*, also die komische kleine Erzählung in mundartlichen Reimen, das *Lob der Heimat*, das sentimentale *Naturgedicht* und die ländliche, manchmal auch kleinstädtische *Idylle*.

Diese Typen bildeten sich heraus und verfestigten sich im letzten Jahrhundert; aber bis in unsere jüngste Vergangenheit herein glänzten selbst die Meister der Mundartdichtung eher dadurch, daß sie diese Typen besonders gekonnt ausformten und ausfüllten, als daß sie diese überwunden hätten. So ist es nicht verwunderlich, daß diesen thematischen Gruppen auch der weitaus größte Teil der Einsendungen beim Mundartlyrik-Wettbewerb des Süddeutschen Rundfunks zugewiesen werden kann. Rund 5% sind Gelegenheitsgedichte im engeren Sinne: «Zum Siebzigsten», «Silberhochzeit», «Unserem Wanderführer», «Dr Chef goht heut in Ruhestand», «Dr Führerschei'» – so ähnlich lauten die Überschriften.

Rund ein Fünftel aller Einsendungen sind Heimatgedichte, sei es nun, daß sie in allgemeiner Form das Schwabenlob singen, oder daß sie sich einer Region, einem Tal, einem einzelnen Dorf zuwenden. Ungefähr gleich groß ist die Zahl der Gedichte, in denen lustige Geschichten und Streiche erzählt werden, von denen fast die Hälfte in der Schule spielt; die naiven oder knitzen Bemerkungen der Schüler werden durch den Dialekt verstärkt: Mundart und Kindermund als doppelte Garantie für die Komik.

Auch Naturgedichte gibt es in großer Zahl; bezieht man die Überschneidungen mit der Heimatlyrik ein, so handelt es sich wieder um rund ein Fünftel der eingesandten Gedichte, also immerhin um etwa 400. Aber bei dieser Gruppe wird erstmals deutlich, daß eine bloße Fortschreibung der alten Gattungseinteilung den jetzt vorgelegten Gedichten nicht gerecht wird. Zunächst einmal fällt auf, daß nur eine ganz kleine Zahl von Gedichten lediglich eine Naturbeschreibung liefert. Die Bilder der Natur sind vielmehr fast immer der Anlaß für allgemeine Betrachtungen, für religiöse Wendungen manchmal, sehr viel häufiger aber für besinnlich-moralisierende Verse, die zum Beispiel vom morgendlichen Vogellied zur aufmunternden Wirkung menschlicher Freundlichkeit und vom Herbstlaub zur Vergänglichkeit des Menschen hinüberlenken. Das ist sicherlich nichts Neues; diese Wendung liegt schon im vorher gebrauchten Begriff des Sentimentalen; auffallend ist höchstens das Ausmaß, in dem Natur moralisierend durchdrungen, ausgefüllt und manchmal auch ausgebadet wird.

Wichtiger aber noch ist, daß in einer zwar kleinen, aber doch auch nicht zu kleinen Zahl von Gedichten das Verhältnis zur Natur gebrochen ist – Natur also nicht als der positive Vorwurf, als Gegenüber, dem man sich beglückt-besinnlich zuwendet, Natur vielmehr als Gefährdetes, Zerstörbares und zum

Teil schon Zerstörtes, das Störungen und Zerstörungen unseres Daseins widerspiegelt. Manchmal unmittelbar, wenn etwa die frühere Lauterkeitspoesie von Bächlein, Flüssen und Seen umschlägt in krasse Kloakendichtung. Manchmal auch zurückhaltender, vermittelt, wie in dem folgenden Weihnachtsgedicht von EUGEN PFAFF aus Plankstadt, in dem die ferne Silhouette bunter Reklamelichter sich nicht etwa einfügt in die weihnachtliche Stimmung, sondern diese durchbricht:

Wama nochher dursch Heidlbärg fahre
werre iwwaral Lichder bränne:
roude, gehle, griene unn bloe!
S' isch nämlich Weihnacht –
die Zeit fa die vakitschte Eikafslighder!

Do howwe uff im Bärg iwwa Wilhelmsfeld
isch's ruhisch unn schdill.
Doch awwel bassierts:
Wie wann sie außare gebore were
rudsche digge Newwlbolle
die «Holzäppldall» nunna!

Sie dopse durchs Dal
unn uff da annare Seit
halwa dä Hang nuff
ins winderblasse Gras.

Do blost in leischder Wind
vunn Altneidorf her
unn verdeelt dä Newwl
iwwa Heiser, Wiese unn Wald,
sou gschickt,
wie unsa Mudda frieher die Engelshoor
iwwa dä Weihnachtsbam.

Aus dä Fenschder kumme imma mä Lichder
durch dä Newwl unn die Dämmarung.
Es wer fascht ä feschtlich Bild,
wann na die Lichder nett a
roud unn gehl unn grie unn blo were!

Im nächsten Gedicht sieht Dr. PHILIPP BRUCKER aus Lahr, wo er als beliebter Oberbürgermeister amtiert, hinüber zum Lingekopf in den Vogesen. Und der Gedanke an die dort liegenden Soldatengräber aus dem Ersten Weltkrieg durchschneidet jäh das bequem-friedliche Bild, das sich die Leute weithin machen:

Lueg, wiä d' Sunn schön untrgeht,
sage d' Lit.
Hintr dr blauwe Berg
am siidene Himmel
im Owendfriele,
sage d' Lit.

Aw'r 's isch nit wohr!
Bluet het si gsoffe,

ooderewiis,
 Mensche het si gfresse,
 huffewiis.
 Un jetz schiint si uf d' Knoche,
 wo dr Rege rusgwäsche het,
 uf d' Fetze, wo-n-im Droht hänke,
 un uf d' hittige Lit,
 wo gaffe-n-un lache-n-un vespere
 mittsinne im Totefeld.

Lueg, wiä d' Sunn schön untrgeht,
 sage d' Lit.
 Hintr dr blauwe Berg
 am siidene Himmel
 mit-eme roote Schiin.
 Un si sähne nit, wiä's Bluet rabtropft
 vum Himmel uf d' Erd,
 derthin, wo si leije un still sin . . .

Natur meint schon in der traditionellen mundartlichen Naturlyrik nicht nur die scheinbar unberührte Natur der Berge und Täler, Wiesen und Wälder. Bäuerliche Anwesen und bäuerliche Tätigkeit fügten sich hier ein; auch sie wurden gemalt als ein Stück Natur. In der heutigen Dialektlyrik dagegen – soweit diese *w i r k l i c h* von heute ist – sind Dörfer und Höfe und landwirtschaftliche Tätigkeiten nicht mehr Elemente der Natur, sie sind in all ihrer elementaren Natürlichkeit gesellschaftliche Probleme.

Einer der Preisträger, der in der fränkischen Mundart seiner Heimatstadt Schwäbisch Hall schreibende DIETER WIELAND aus Stuttgart, zeigt am Beispiel eines alten Hofes, wie hier nicht nur Mauer- und Fachwerk zerfallen, sondern auch herkömmliche patriarchalische Ordnungen, Lebensformen, die Jahrhunderte Geltung hatten: Der Vater ist schon ein Opfer seines übergroßen Dursts geworden, nur die alte Mutter lebt noch im Fachwerkhause, die «Jungen» wohnen «zwei Ackerbreiten weiter» in einem Neubau.

Was Schtaa isch, sandlt roo. Em Fachwärb faule d Fieß. Dr Dachschtuehl – woermich un verhoudscht vum Wiind.	zwie Aggerbraate waiter, wu s ougnähm schmeckt un kaa Salpääder noocht am Butz.
Em alde Bauere sa Doerscht isch uff dr Heff. Jetz drinkt 'r Reeche dauß voerm Oert.	Im Härbscht ranschiere s' iehrne Kärrich in de alde Houf. Se bräche s Oubscht un blooche d Muedder um en Kreewe, um en Sack, e Schnuer –
De Junge froocht mr nooch	

Mit diesem Beispiel ist im Grunde auch schon die letzte der erwähnten thematischen «Gattungen» anvisiert – und in Frage gestellt: die idyllische Mundartpoesie. Hier wird die Änderung, die Entfernung von den überkommenen Strickmustern am deutlichsten. Natürlich gibt es auch noch die traditionellen Szenerien wie etwa die Bank hinterm Haus, den Stammtisch, das Weinstüble, in dem freilich die Gäste nicht nur von der guten alten Zeit plaudern, sondern auch auf das jüngste VfB-Ergebnis warten.

Und es gibt nach wie vor jene Themen, die sich gewissermaßen fast von selber dichten: den alten Krämerladen, dessen verschrobenes Allerlei an sich schon ein Stück Poesie ist; das Volksfest mit Buden und Zelten und Karussells; den Markt mit seinen bunten Farben; die aufgebauten Tombola-Geschenke am Vereinsfest – auch sie ein Beispiel für die behagliche Stimmung, die von geordneter Unordnung ausgeht. In der Behandlung solcher Themen schwingt etwas mit von jener Einstellung, die in den Gedichten merkwürdig oft bei ihrem modischen Namen genannt wird: Nostalgie.

Doch muß gleich hinzugefügt werden, daß gerade die Gedichte, die diesen Titel tragen, nicht nur billige Verklärungen der Vergangenheit sind. Wie junge Mädchen bei ihren Großmüttern den Dachboden umkehren und über die alten Stücke begeistert sind, erzählen die Autoren mit humorvoller Distanz, und der geheimnisvoll viel- und nichtsagende Begriff der Nostalgie wird dabei aufgespießt. Einer der Mundartdichter überschreibt seine Skizze «Nostalgie ist in», und schon die Zusammenstellung dieser beiden an sich sehr verschiedenartigen Modewörter rückt die Nostalgie in ein ironisches Licht.

In einem anderen «Nostalgie» überschriebenen Gedicht von IRMINGARD WADEKIN geht es gerade nicht um alte Dinge, sondern um die verschluderte Gegenwart. Doch bevor Sie die Verse lesen, sei noch darauf hingewiesen, daß die Verfasserin keine echte Schwäbin ist. Sie schreibt: «Ich kenne den Sound und schwätz mit de Leut, aber es klingt nicht echt.»

Hender de Hecka rond om da Flecka lend se d' Auto nau zum Verroschte stau.	's Bächle tuat schmecka, daß d' Fisch verrecka; a dr Stroß geits koom noch an g'sunda Boom.
Nonder es Häldle, on au ins Wäldle schmeißt jeder na, was er net ma.	Zwua alte Linda hen misse verschwinda a dr Witschaft duss: fier da Omnibus.

D' Fabrik werd erweitert
un d' Stroß verbreitert,
un älleweil baut,
un alles versaut.

Vo Umwelt werd g'schwätzt,
aber weiter g'hetzt;
se hoaßet's modern.
I mag des net gern.

Wer so ebbis sait,
isch kraak, saget d' Leit.
Dia Kraaket han i,
des ischt «Nostalgie».

Wer dieses Bekenntnis zur «Krankheit» der Nostalgie als lediglich rückwärts gewandt versteht, wird ihm sicherlich nicht gerecht. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, daß es mit der Zuordnung bestimmter Themen und Einstellungen zu bestimmten Altersstufen der Verfasser keineswegs so klappt, wie man es vielleicht erwartet hätte. Die Skala reicht von älteren Schülern bis zum 90jährigen Rentner und Pensionär. Aber mit solchen Altersangaben ist keine klare Vorentscheidung über das Thema gefallen. Die jüngste Teilnehmerin, eine 17jährige, überschrieb eines ihrer Gedichte «Schwabenschicksal», und überhaupt stammt ein Teil der Heimat- und Heimweggedichte von jüngeren Leuten.

Andererseits gibt es bei den Alten keineswegs nur das sentimentale Zurückschauen. Ein 80jähriger erzählt verschmitzt-befriedigt, wie er sich im Urlaub in der Tür irrte und plötzlich ein junges Mädchen vor sich hatte; ein anderer formuliert mit einem sonst seltenen Ausgriff in den Bereich der Technik «Mei Herz isch mei Computer», wieder ein anderer malt sich eine Mondfahrt aus.

Und auch, wo der Alltag eines Rentners geschildert wird – mit dem ständigen drängenden «dätsch-mr» der Ehefrau und anderer Angehörigen – steht dies zwar nicht immer, aber oft unter dem Motto, das einer der Einsender als Kennwort wählte: «Frohes Alter».

Die Erinnerung dagegen ist nicht ungetrübt, und selbst dort, wo Bilder der Vergangenheit in – wie es dem Leser scheint – fröhlichen Farben ausgemalt werden, kann am Ende die ernüchternde Feststellung stehen: «. . . i' mechts nemme mitmache!»

In diesem Blickwinkel ist es nicht verwunderlich, daß es auch gelungene Verschränkungen zwischen den Generationen gibt. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür bietet das Gedicht des 27jährigen MANFRED BOSCH, der einer älteren Frau beim Blättern im Foto-Album über die Schulter sieht und ihre Kommentare aufzeichnet. Das Gedicht, eines der längsten von allen beim Mundartlyrik-Wettbewerb des

Süddeutschen Rundfunks eingesandten, wurde mit dem zweiten Preis ausgezeichnet. Nicht etwa, weil es so lang ist, sondern weil es dem jungen Autor gelingt, mit betont unsentimentalen Mitteln der Beschreibung und Stellungnahme Stimmungen wiederzugeben, und weil sein Gedicht, obwohl es die Geste des Umblätterns deutlich macht und bei jeder Seite des Albums neu ansetzt, doch einen Zusammenhang herstellt: den Zusammenhang eines schweren, redlich gelebten Lebens.

Doch vor dem Gedicht noch ein Wort zum Autor: MANFRED BOSCH hat 1968 in Radolfzell am Bodensee sein Abitur abgelegt; unmittelbar danach ist er in die Nähe von München gezogen. Jetzt ist er zwar nicht mehr gewohnt, in der Seemundart zu sprechen; aber er schreibt darin mit großer Sicherheit.

un dendohane kennsch jo
des isch de fehrebacher sepp
der dürft jetzt au scho lang dod si
vu dem hondse domols scho gseet
dassers nimme lang macht

guck jetz des sind
d bilder vum paul
sinnere konformation
do warer no e klei bürschle
erscht nochhär ischer eso uffegschosse
des war de mittagdisch
im griene bomm dusse
d bilder sin ewend dunkel worre
aber mach emol bilder imme zimmer dinne
mitere eifache box

sechsevierzge war des
do hosch no nind kriegt
nit emol kohle ware do
jeder wo iiglade gsi isch
hot e baar brikett mitbrocht
oder holzscheitle
dasses uusghaalte hosch
i dem sauloch dem kaalte
wirsch jo wohl no wisse
die kalte winter
obwohl s war jo scho schön
so winter gitts heut keine meh

dert hinte siehsch grad no
s dante dorle
wo letschtjohr au gschdorbe isch
hot au nit allzviel schöns mitgmacht
in ihrem lebe
n haufe ärger un verdruß
mit sellem kerle wo se hinne un vorne
aagschmiert hot
s isch vileicht ganz guet gsi
daß desell umkumme isch
bi sim unfall wer woss
wasser sunscht no alls agschdellt hett

ihren nächschte maa isch nimme
 zruckkumme vum feld
 un sell war so en feine kerle
 um desell ischs ewig schad
 s dorle häts au fascht nit
 verwunde
 si hott mer oft verzellt
 wiese hinterem voorhang gschdande
 isch sunntig für sunntig und hot
 zuegluegt wie alle schbaziere sinn
 arm in arm
 un sie hots uf de schdroß nimme gliedet

do ufem nächschde bild
 siesch mi erscht kleid
 woni nachem krieg kauft han
 des mit dene helle dupfer druff
 a sell kammi no guet erinnere
 sell war e dankbars schdöffle
 sell hanni no lang ghet

des bild isch au luschdig do
 do simmer mol mitem rad
 ge überlinge gfahre
 zu de haidehöhle
 ufem ruckweg hommer halt gmacht
 im haldehof dobe
 do hommer denn no meh troffe
 un vornedanne wos uffegoht
 do isch des bild gmacht worre
 aber heut sieht jo alls
 anderscht us
 desell obend vergiß i nie
 wa hommer do glachd und gschättered
 der stark emil der sprichbeutel
 hot on witz nachem andere brocht
 so ebbs hosch nonit erlebt
 isag dr die ganze wiiber
 hond ind hose brunzt
 vor lache
 mir honn uns nimme halte könne

disell wo dert ufem felse
 schdoht
 isch d Isele Carola
 die wo nit ganz bache gsi isch
 i monn sie isch jo arm draa
 wenni mer vorschdel mini kinder
 wäred eso do kaasch jo bloß
 em herrgott danke

dere sin doch immer
 d junge kerle nochgschdige
 wennis ebbs hon welle
 vu om hotse doch e kind kriegt
 sell isch jo denn de gipfl gsi
 sie hots aber denn nochhär doch
 aagnumme sell hottmi denn doch
 nett dunkt

un des sin halt alles so usfluegsziel gsi
 des waret eigentlich scho schöne zeite
 am hörnle simmer au oft zum bade gsi
 oder do ufem fridinger schlöble
 do hinne sell ischs bohlinger loch
 wos wetter herkunnt
 do ischs scho ganz schwarz
 mänsch wa hommir früener radtuure
 gmacht des kennsch heut gar nimme
 eso

des isch uf de schrotzburg gsi
 ufem schienerberg dobe
 do hosch früener no
 schön wandere könne
 aber heut trausch di jo nimme
 usem loch use
 bi dem verkehr

wammer amed au viel gmachd hon
 war um de mindelsee
 ummelaufe
 des war als en schöne schbaziengang
 nebezue hosch d vögl
 singe höre
 sell dert ischs leberle ilse
 mit dere bini lang gange
 s isch e nett mädle gsi
 aber nochhär ischs au ab
 mit de kerle
 e weng e lueder ischs
 jo scho immer gsi
 wosch ihre muetter
 hot den kiosk ghet
 a de schuel danne
 die mit dem mords buuse
 i sie se heut no wie sen
 über de ladedisch ghängt hot
 wennis der s usegeld vorzellt hot
 des bild do isch gmachd worre
 a de dauf vum gertli

wonni d gotte bin
 die hot jetz go au wieder
 geburtsdag
 wa muessi au dere wieder schenke
 a sellem dag simmer alle
 s letscht mol zammegsi

de fritz hot sich eigentlich
 am wenigschde verändert
 aber de egon isch vileicht
 alt worre i sag dr do
 dätisch grad verschrecke
 wennis säe däätsch
 sogar de auguscht isch do gsi
 schdell dr vor
 daß der au wieder emol
 de wäg gfunde hot

suscht hockter doch all i sinnere
 villa duß
 un krampft un krampft un
 hot erscht no nit gnueg

wosch desell seet doch suscht
 immer wenn ebbs denooch isch
 jetz muemer uns go wieder emol
 alle zammehocke
 un mitenand rede
 oder wenn e beerdigung isch
 hotter amed kenne sage
 jetz muemer zammehalte
 mir werred all weniger
 aber bi dem ischs no immer
 blibe der hett uns doch wohl emol
 alle zamme iilade könne i sim bungalo
 oderit
 aber er hott sich nie um eins vu uns
 kümmeret und wennsem no so dreckig
 gange isch

do hot kenne si wa hot welle
 der isch dertdusseghockt
 i sinnere villa verschdohsch
 aber i denk oft
 dem gohts au viel zguet
 nit daßmer neidisch wär
 aber sotts halt au emol
 goh wie uns
 dassar wieder emol eweng
 uf de bode zuckkäm
 sell dätem glaubi nind schade

MANFRED BOSCH tritt hier literarisch nicht zum erstenmal hervor; er ist – durch theoretische Stellungnahmen und praktische Tätigkeit – beteiligt an den Plänen, eine neue, engagierte Literatur mit Arbeitern und für Arbeiter entstehen zu lassen. Insofern paßt zu ihm wie zu etlichen anderen schon profilierten Einsendern des Mundartlyrik-Wettbewerbs das Etikett des Sonntagsdichters schlecht. Es führt aber auch ganz allgemein etwas in die Irre, so-

lange man damit den Gedanken an eine quasi-sonntägliche inhaltliche Festlegung und Ausrichtung verbindet. Es ist nämlich erstaunlich, in welchem Ausmaß die eingesandten Gedichte gerade nicht festliche Besonderheiten beleuchten, sondern Alltägliches schildern.

Allerdings nach charakteristischen Auswahlprinzipien. So bleibt der Bereich der Arbeit zwar nicht völlig ausgeblendet, aber die darauf bezogenen

Gedichte stehen doch in keinem Verhältnis zu der Bedeutung, die die Arbeit im Alltag und für den Alltag hat. Ein paar Hausfrauen wehren sich gegen die gedankenlose Annahme der Männer, sie hätten nichts zu tun, mit einer detaillierten Aufzählung ihrer zermürbenden Pflichten. In einem Gedicht werden unter dem bezeichnenden Titel «Lawine» die im Betrieb kursierenden Gerüchte aufgetischt. MANFRED BOSCH charakterisiert eindringlich die verhaltenen Spannungen zwischen den Arbeiterinnen und dem Chef eines Betriebs. Und ein Einsender aus Wolfschlugen schildert nicht nur den Arbeitsablauf in seiner Fabrik, sondern auch sein Erlebnis mit einem Gastarbeiter. Sonst aber kommen – dies als Symptom! – ausländische Arbeiter fast nicht vor – oder vielmehr: sie kommen vor, aber als Bestandteil der exotischen Kulisse in den mancherlei Urlaubsgedichten.

Die Freizeit spielt eine sehr viel größere Rolle bei den eingesandten Versen als die Arbeit, und zwar nicht nur in der spektakulären Form des Urlaubs (der übrigens auffallend oft als enttäuschend geschildert wird), sondern auch in banaleren Formen. Das Gedicht «Samstichmorgens-Lettagsschwätz» des 28jährigen Stuttgarters EDUARD SMETANA ist dafür ein gutes Beispiel:

Ach du liabs bißle jetzt

isch schowieder

Samstich

jetz muaß mr sich scho wieder

iebergerleg

wo mr am wochaend

nofahrt

wenns Weddr so bleibt en Schwarzwald aber

do senn Sonntichobends

d'Schtroßa emmer so vrschtopft

von Beblenga rei

en d'Wilhelma aber

do kriagt mr ja doch koin Parkblatz

ond' Viecher senn au ällaweil di gleiche

zom Bäraschleßle aber

do koscht a hoiße Rode au fascht zwoi Marg

ond mr ka bloß

bis zom Forschthaus fahra

ond muaß

dr Räscht laufa

gshwend an Bodasee aber

des isch bei dene Benzinpreis

fascht a bissele z'teier

zoma Freßwirtschaftle ens Remsdal aber

no muaß mr

Apfelsaft trenka

weil mr nocher no hoimfahra muaß

nach Ludwigsburg ens blihende Barogg aber

no will d'Erna ihrn Bruadr bsuacha

ond der gibt emmer so a

mit seim Mercedes

i seh scho des wird nix

miaßt mr grad bis morga no was eifalla

Gozeidank woisse wenichschdens wase heit mach

heit wird uff jeden Fall

s'Audo

putzt

Ähnlich wie die Arbeit ist in den Mundartgedichten – und das ist vielleicht noch etwas überraschender – auch die Liebe vernachlässigt. Dies gilt von mehr oder weniger romantischen Bekenntnissen, die in der früher gängigen Mundartpoesie eine so große Rolle spielten; insbesondere aber gilt es – und das wird wieder weniger überraschend sein – von der konkreten, sexuellen Seite der Liebe.

«Was henderher passiert em Bett,

do drüber schwätzet d'Schwobe et . . .»

heißt es in einem Gedicht «Baurehochzeit». Und in der Tat, an einer Hand lassen sich die Verstöße gegen dieses Tabu aufzählen: so ein «Gespräch unter Männern», das aber in die Tierwelt übertragen ist und in dem Eber, Hahn, Hund und Igel ihre Liebeserfahrungen austauschen; weiter eine ironisch gezeichnete Bettszene, in der das Liebesspiel durch «interessierte» Dialoge über das Bausparvermögen unterbrochen wird. Und das folgende Gedicht, «Vum Bett», von ALFRED MACK aus Bieringen an der Jagst im Hohenloheschen, ein Gedicht, das recht konkret und zugleich moralisierend ist:

Es isch sche,

wenn mr minanner ins Bett geiht

un enanner moch.

Es isch aber net sche,

wemmer iberenanner dribersteiche muß.

Die meischte vergesse dann s' Streicheln.

Es isch sche,

wemmer minanner ins Bett geiht

un enanner moch.

Es isch aber net sche,

wemmer blouß seicht:

«Kumm her, Altii!»

Drufleiche konn schi jeder.

Na ja, wemmer enanner moch

un minanner ins Bett geiht,

dann isch des sche.

Mr konn enanner aber a meiche,

uhne daß mr im Bett gwäe isch.

Nochher schleift mr jo doch.

Es kummt nemli dodruf o,

wie lang mr forenanner

wach gwäe isch.

Eine größere Rolle als die Liebe spielt in den Gedichten, die im Rahmen des Mundartlyrik-Wettbewerbs im Süddeutschen Rundfunk eingesandt worden sind, das Miteinander, Nebeneinander und oft auch Gegeneinander der Generationen. In einer ganzen Anzahl geht es um Erziehungsprobleme, die einmal in zermürbendem Hin und Her zwischen Eltern und Großeltern ausgetragen werden, die ein andermal knapp und pointiert vorgestellt werden wie in den folgenden Versen von NORBERT FEINÄUGLE aus Reutlingen: «Verzärtelung».

i sott	a d' gosch
bei gott	na'haua
dia grott	aber no
äll bott	hette bloß 's gschroi

Auch im folgenden Gedicht von DIETER WIELAND aus Schwäbisch Hall, mit dem dritten Preis ausgezeichnet, geht es um Erziehung, und zwar um die Fragwürdigkeit, Kinder an die verlogene Welt der Erwachsenen anzupassen:

Hait	wu mr in d Wolche
san s'no klaane Dierer.	schaiche leßt,
D Fraad	em Bach mitgait,
un s Ghail	uff d Schtroeße kraidlt,
san neech bonand.	soddiche Winsch
Se dreeckle se	san Roußidäe
de Dooch entlang.	un fer nix guet
Se moerre,	als fer verdreebte Hiere.
we'mr s'braucht.	Sou lang,
Se gilfe,	bis endlich
we'mr s'joocht.	hart san
Ball	iehrne Aache,
wärre s'gwähnt.	verlouchte isch
Mr bloest'n',	iehr Maul,
breecht'n' ei:	e Kimmerling
soddiche Winsch,	iehr Seel
	wi bo de Alde a.

Die deutlichste Ausprägung des Generationskonflikts war in den letzten Jahren die Auseinandersetzung mit revoltierenden Studenten. In einem der Gedichte wird den «Systemveränderern» *a grauße Wüeste ond so viel Bombe ond Granate gewünscht, daß se selt ihren Goischt austobe können*. Das ist sicherlich nicht die allgemeine Ansicht, aber doch das, was manchmal in beschämender Weise als «Stimme des Volkes» herausgestellt wird.

Die beiden folgenden Gedichte versetzen sich ironisch in die Situation solcher Leute, die meinen, die Welt mit rüden Patentrezepten in Ordnung bringen zu können. Zunächst «Studende», ein Gedicht des 21jährigen Heidelberger Studenten GÜNTHER EMIG:

wonn die schaffe mißde	arweitslager
wie mer a	schaffe hot
do det denne die woulluscht	noch kom gschatt
vergäi	
konnst mer glawe	vunn wäije
willst net	äm rischter
hoscht katt	uff de disch scheiße
fertisch	

WILHELM STAUDACHER aus Rothenburg ob der Tauber, Stadtkämmerer seiner Heimatstadt, überschreibt sein Gedicht «Jawoll» oder «Volkesstimme»:

die studentli	nur e klaans
solle erscht emoel	hitlerle
ebbes schaffe	brauchet mr
als rumstenze	widder emoel
mit langi hoer	
und hasch raache	
und roeti büechli	
leese	

Nur e klaans Hitlerle – WILHELM STAUDACHER hat diese Formulierung schon verschiedentlich an Wirtshaustischen gehört. Solche Gedichte sind politisch: sie zeichnen in knappen Strichen die Stammtisch-Perspektive nach und machen deutlich, wie gefährlich diese Perspektive sein kann. Am ehesten noch werden – im provokanten Gegensatz zum traditionellen Naturgedicht – Umweltschutzprobleme thematisiert. Ein paarmal ist auch von der Ölkrise die Rede, und in einigen Gedichten drückt sich Empörung gegen amtliche Verfahrensweisen im Zusammenhang mit der Gemeindereform aus. Allgemeinere Kritik zeigt sich in den folgenden Versen des 27jährigen Degerlochers GERHARD RAFF, deren Überschrift «Am Grabe Gottlieb Daimlers» zunächst eine respektvolle Erinnerungsrede erwarten läßt:

Oh Gottliab!
Da liegt Du nun im Uffkirchhof.

Oh Gottliab!
Hoscht dr Menschheit s Auto gscheekt.
Ond hoscht net amol a frischs Bleamle uff deim Grab.

Oh Gottliab!
Wenn a jeder, mo mit dir sei Gerschtle gmacht hot
Dir bloß a Veigele nalege dät,
no dät mr des schmecke bis Kaltetal.

Oh Gottliab!
Du ond dr Berthold Schwarz ond dr Hegel.
Ihr drei – oi Gspa'.
Hend d'Welt refoluzioniert.
Ond was hend'r jetz drvo?

Oh Gottliab . . .

Das mit dem ersten Preis im Mundartlyrik-Wettbewerb des Süddeutschen Rundfunks ausgezeichnete Gedicht von WILHELM STAUDACHER knüpft an ganz konkrete Erfahrungen der letzten fünfzig Jahre an. Gleichzeitig rückt es diese Erfahrungen in bedrückender Weise ins «Zeitlose».

I	IV
ja	hätt mr nr
hewwes gsocht	naa
II	gsocht
hätt mr nr	werres hintenoeh sooche
naa	widder emoel
gsocht	ja
hewwes hintenoeh gsocht	sooch mr
ja	nimmi
sooch mr	werres hintenoeh sooche
nimmi	widder emoel
hewwes hintenoeh gsocht	V
III	sie hewwe nit
ja	naa
sooches widder	gsocht
	sie sooche nie
	naa
	VI
	sie hewwe en
	sproechfähler
	wenns drauf oukummt
	jedsmoel

Das ist ein maskierter Appell: Unveränderlichkeit wird gezeigt, weil es auf Änderung ankommt. Das Nicht-nein-sagen-können wird als «Sprachfehler» bezeichnet – ein drastisches Bild für die scheinbare Ausweglosigkeit, und doch gleichzeitig ein Aufruf zu geduldiger, politischer Heilpädagogik. Gerade für manche der besten Gedichte ist es übrigens charakteristisch, daß sie die Sprache nicht nur als Instrument verwenden, sondern selber zum Gegenstand machen. Die beiden folgenden Gedichte von KLAUS SCHMITT, einem 26jährigen aus Korntal, haben streng genommen kein Thema; sie spielen mit der Sprache, montieren Redensarten aneinander und ineinander und vermitteln doch, großspurig ausgedrückt, ein Stück Kommunikationstheorie:

dischbuud

(1)	so isch
seller hot gsait	han e gsait
so isch halt	isch so
waas isch	hotr gsait
han e gsait	sisch nemme dees
nix isch	hemmr gsait
hotr gsait	dees nemme.

(2)	denger
hosch denkt	dr denges
i hett denkt	der des
du denksch	no jo –
was i denkt han?	der des
i han denkt	des deng
du hetttsch denkt	am denges gä hot –
i denk	also
was du denkt hosch.	der des
(3)	no jo dem –
wann i dii wär	also
no däd i des do	wann i dr denges
was du dädsch	no jo –
wann d'i wärsch.	also
(4)	wann i d e r wär der
was soll mr halde	no jo –
vom läbe on schdärbe?	no hedde des
s maul.	des deng
	am denges net gä –
	oo dr denges
	geit des deng am denges!

Die Qualität solcher Verse ergibt sich nicht zuletzt daraus, daß sie spezifische Eigenheiten des mundartlichen Sprechens verkörpern, daß sie kaum ins Hochdeutsche zu übersetzen sind. Der 25jährige OTTO KÖHLER aus Heilbronn hat sich den Gegensatz zwischen Dialekt und Einheitssprache unmittelbar zunutze gemacht. «Freude schöner Götterfunken», das wird manchmal auch von schwäbischen Chören gesungen. «Freide scheener Getterfunken» klingt es dann. Und von hier spinnt sich der Sprachwitz fort: «Frei-de» heißt ja auch: «Freu dich». Das wäre ja dann eine Aufforderung an den Götterfunken, sich zu freuen – undsofort.

freide	frei de ond
scheener getterfunken . . .	dia herra Beethoven
frei de halt	ond Schiller ond Fischer
dua de held freia	ond Filbinger (der wo
scheener getterfonka	onser landesvadder isch)
wirsch scho an grond	näbschd derra dochter
fända d'rfier	fom elisium
daß de freia kansch	die freiad sich dann
du gottsallmähdich	älle mid
scheener getterfonka	also frei de g'fellichschd
des wär ja noo scheener	sonschd miasa m'r amol
wenn grad du de net	gands gottsallmähdich
freia dätsch	'neifonka
du getterfonka	

Eine Spielerei mit der Sprache, eine witzige Gegenüberstellung von Dialekt und Hochsprache. Aber es ist doch nicht nur Sprachwitz: die schwäbische Paraphrase korrigiert auch den pathetischen Ernst des SCHILLERSchen Originals, die feierliche Konzertsaal-Kultur wird in die Perspektive des Alltags

gerückt, das Erhabene wird auf den Boden gestellt – und zwar nicht bitter und böse, sondern mit ansteckender Fröhlichkeit. Nicht umsonst ist das Gedicht «Dr song off tschoj» (Der Song of Joy) überschrieben.

Es bildet für unseren kleinen Überblick einen durchaus charakteristischen Abschluß. Vielleicht wird mancher Leser, der die Töne der älteren Dialektdichtung gewohnt ist, in deren elegische Feststellung einstimmen: *'s isch nemme dees*. In der Tat. Aber die neue Dialektdichtung hat Dimensionen des Ernsts und der Fröhlichkeit zurückgewonnen, die sie zu einem aktuelleren und lebendigeren Medium machen als zuvor.

In der Abfolge der Zitation sind dies die Anschriften der Dichter: Leonore Wiedemann, 7030 Böblingen, Rhönweg 3 – Eugen Pfaff, 6831 Plankstadt, Im Altrott 18 – Oberbür-

germeister Dr. Philipp Brucker, 7630 Lahr, Bertholdstraße 31 – Dieter Wieland, 7000 Stuttgart 1, Klugestraße 28 – Irmingard Wädekin, 7241 Starzach-Bierlingen, Eyacher Straße 191 – Manfred Bosch, 8081 Grunertshofen, Dorfstraße 19 (das Gedicht ist enthalten in seinem Gedichtband: «so weit simmer denn nonit» im Anonym-Verlag Augsburg, Postfach 112 144) – Eduard Smetana, 7000 Stuttgart 1, Alte Weinsteige 21 – Alfred Mark, 7000 Stuttgart 1, Sattlerstraße 6 B – Norbert Feinäugle, 7410 Reutlingen 1, Sickenhäuser Straße 101/62 – Günther Emig, 7500 Karlsruhe 41, Brühlstraße 72 – Wilhelm Staudacher, 8803 Rothenburg/T., Pürckhauerstraße 9 – Gerhard Raff, 7000 Stuttgart 30, Wolfschlugener Straße 25 – Klaus Schmitt, 7800 Freiburg, Reiterstraße 10 – Otto Köhler jr., 7100 Heilbronn, Schickhardtstraße 56.

In den zitierten Gedichten wurde die Schreibweise der einzelnen Verfasser beibehalten.

Glassonnenuhren in Württemberg

Hans Behrendt

1 Bedeutung der Glassonnenuhren

Vom 16. Jahrhundert, der Blütezeit der Kabinettglasmalerei, bis ins 18. Jahrhundert hinein wurden Zifferblätter von Sonnenuhren auf Glasscheiben gemalt, mit einem erdachsparellen Schattenstab versehen und als Tafel in das Fenster gehängt oder als Scheibe fest eingebaut. Daher finden wir in der Fachliteratur bisweilen auch die Bezeichnung Fenstersonnenuhr. Diese Zeitmesser wurden damals benötigt, um die noch recht ungenau gehenden Räderuhren durch astronomische Beobachtungen zu überwachen.

Wegen der Zerbrechlichkeit des Materials ist in Europa nur ein Dutzend dieser kostbaren Scheiben erhalten geblieben. Fünf davon befinden sich in Württemberg. Über diese kaum bekannten Glasgemälde möchte ich hier berichten. Sie sind es wert, in Erinnerung gebracht zu werden. Es sind Meisterwerke, die von dem Geist der Zeit zeugen, in der sie einst geschaffen wurden.

Einige dieser Scheiben haben mehrfach ihren Platz gewechselt. So wird es erforderlich, nach den Stundenlinien bzw. den Tierkreishyperbeln den Standort zu rekonstruieren, für den sie ursprünglich hergestellt wurden. Dadurch wird es möglich, auch etwas über ihre Entstehung auszusagen.

2 Glasmalerei

Den wertvollsten Teil der Glassonnenuhr bildet die Scheibe, auf der das Zifferblatt in gestalterischer Form in das Gesamtbild einbezogen wird. Erst die

Leuchtkraft des farbigen Glases gibt der Scheibe eine Seele, die das lautlose Gleiten des Polstabschattens über die Stundenlinien hinweg lebendig gestaltet. Im strahlenden Sonnenschein bekommt das Ganze einen juwelenhaften Glanz, der die Wirkung noch untermalt. So kann man die Glassonnenuhren als die Edelsteine unter den Vertikalsonnenuhren bezeichnen.

Bei den Glasgemälden des 16. Jahrhunderts finden wir noch den Ausklang der mittelalterlichen Glasmalerei, also des «Malens mit Glas». Oft sind die Scheiben ein Gemisch von Stücken aus buntem Hüttenglas und aus Klarglas, das mit Schmelzfarben bemalt ist. Hierbei heben die glasverbindenden Bleiruten gelegentlich noch wie früher wichtige Bildkonturen heraus. Daneben gibt es bereits die Monolithscheibe, die schließlich mehr zur Hauptform wird. Bei ihr ist auf Klarglas ein ganzes Glasgemälde lediglich mit Schmelzfarben dargestellt. Aus dem «Malen mit Glas» ist nun ein «Malen auf Glas» geworden¹⁴.

Die schwierigste Arbeit bildet das Einbohren eines Loches zum Befestigen des Polstabes. Bei einigen Scheiben ist noch aus den vielen Sprungbleien die Stelle zu erkennen, an der der verlorengegangene Schattenwerfer befestigt war. Um dieser Schwierigkeit auszuweichen, wurde bisweilen der Polstab oder eine Leiste mit einer Lochscheibe (Öhruhr) am Fensterrahmen befestigt.

Es ist nicht Aufgabe dieser Studie auf die Entwicklung, Technik und kunstgeschichtliche Forschung der Glasmalerei einzugehen. Näheres darüber ist in der Fachliteratur zu finden^{3, 11, 14, 15}.